

Von Monika Bittl sind bereits folgende Titel erschienen:

Bergwehen

Irrwetter

Freiwild

Die Expedition

Über die Autorin:

Monika Bittl, 1963 in einem kleinen Dorf im Altmühltal geboren und dort aufgewachsen, hat Germanistik und Psychologie studiert und lange als Journalistin gearbeitet. Seit 1992 ist sie freie Autorin und schreibt neben ihren Romanen auch erfolgreich Sachbücher. »Ich hatte mich jünger in Erinnerung« war monatelang Platz 1 der Spiegel-Bestsellerliste. Auch als Drehbuchautorin hat Monika Bittl sich einen Namen gemacht und wurde für »Sau sticht« mit dem Bayerischen Fernsehpreis geehrt. Nach »Irrwetter«, »Bergwehen«, »Die Expedition« und »Freiwild« ist dies ihr fünfter Roman. Monika Bittl lebt mit ihrer Familie in München.

Monika Bittl

Das Fossil

Roman

DROEMER 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2016
Droemer Taschenbuch
© 2015 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Network! Werbeagentur GmbH
Coverabbildung: akg-images / Chris Hellier / Science Photo Libr;
plainpicture / Heidi Friauf
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30556-0

2 4 5 3 1

*In memoriam meines Bruders
meiner Familie gewidmet*

*»Der Weise dagegen lehnt weder das Leben ab, noch
fürchtet er sich vor dem Nichtmehrleben,
denn ihn widert das Leben nicht an, und er
betrachtet das Nichtmehrleben nicht als ein Übel.«*

Epikur

Das Fossil

*A*s Gott noch nicht die Menschen und die Menschen noch nicht Gott erschaffen hatten, kam ich zwischen lärmenden Dinosauriern auf die Welt. Damals umkreiste ein zweiter Trabant die Erde, der Kontinent Nordamerika trennte sich gerade von Europa und nirgendwo hier in Bayern zeigten sich auch nur ansatzweise Alpen, vielmehr lebte ich am Meer mit traumhaften Stränden, palmenartigen Farnen und dem Jahrhundertfeuerwerk eines implodierenden Gestirns. Mein Vater und meine Mutter, Eckenbeckendinosaurier, hatten mit mir als Erstgeborenem meiner Art ganz besonders hochtrabende Pläne, was aber leider zu meinem frühen Ableben führte. Denn während sich die Eltern darüber zankten, ob ich zuerst laufen oder fliegen lernen sollte, sich nicht einigen konnten und über ihren Streit vergaßen, mich zu hüten, stieß mich ein Titanosaurus robustus im Vorbeigehen mit seinem Schwanz über einen Felsabhang in einen seichten Salzsee, der so giftig war, dass jedes Leben darin sofort starb.

Hunderteinundfünfzig Millionen achthundertsechsdreißigtausend und fünfhundertvierundsechzig Jahre, sieben Monate und dreiundsechzig Tage hatte ich meine gottverdammte Totenruhe, bis ich neulich in dieser menschlichen Familie landete. Bei meiner frühkindlichen Erfahrung mit Todesfolge wegen streitender Eltern begegnete ich dem Familienverband zunächst natürlich mit größter Skepsis.

Doch weil es ständig Wirbel, Ärger, Höhenflüge und Trübel gab, schlugen sie mich in ihren lebendigen Bann. Kaum glaubte ich zu verstehen, wie sich eins aus dem anderen entwickelt, überraschten sie mich mit Unvorhergesehenem. Und so wurde ich eine Art adoptiertes Mitglied und trug meinerseits wiederum zu Freude, Tränen, Glück und Unglück sowie beträchtlicher Aufregung bei. Wahlweise werde ich von ihnen als »Fluch« oder »Segen«, »Glück« oder »Unglück«, »Schatz« oder »Ausbesserungsstein« bezeichnet.

Diese Familie ist – wie vermutlich all diese menschlichen Verbände – eine Komödie und eine Tragödie zugleich. Da sterben sie fast vor Liebe oder ziehen freiwillig in einen Krieg – und streiten sich dabei doch über ein Geburtstagsgeschenk. Sie errichten ein Haus und freuen sich über die Kinder – und wechseln nach einer blöden politischen Bemerkung jahrelang kein Wort mehr miteinander. Da leben sie nebeneinander her wie Fremde oder entfliehen sich beitrinkend der Welt – und bügeln doch die Dummheit eines Jungen aus und retten damit Menschenleben. Hier tummeln sich eine Schönheit, ein Krüppel, eine Atheistin, ein tief Gläubiger, Angepasste und Rebellische, Feige und Mutige, Kluge und Dumme, Arme und Reiche.

Ich hab mich mittlerweile in diesen hundertdreißig Jahren so an diese Familie mit ihren Eigenheiten, Abgründen und Höhenflügen gewöhnt, dass ich gar nicht mehr anders kann, als jetzt für sie einzustehen. Denn ganz objektiv gesehen habe ich zwar ständig Ärger mit ihnen, aber in Wahrheit auch großes Glück, denn langweilig wurde es mir hier noch nie. Mit meinem kleinen Bruder möchte ich nicht tauschen. Der fristet seit unserer Entdeckung vor einhundertdreißig Jahren sein Dasein im Briti-

schen Museum unter trockenen Wissenschaftlern und bildungsbürgerlichen Besuchern. Er wurde zwar zum Star und mich kennt niemand, aber hinter Sicherheitsglas muss er sich Kommentare von Gaffern anhören wie: »Look at it, my son! That's how we began!« Als ob ein Archaeopteryx die Menschheit begründet hätte! Wir haben zwar noch Kopf und Becken eines Reptils, aber schon Federn, mit denen wir das Fliegen revolutionierten, den Flugsauriern überlegen wurden und so die Ahnen der heute überneuntausend Vogelarten wurden. Aber der Ursprung der Menschheit sind wir ganz gewiss nicht!

Ausgerechnet der Homo sapiens, wie dieser Besucher im Britischen Museum, nimmt sich selbst so wichtig wie keine Art sonst. Dabei würde ich es den Menschen ja nicht verübeln, wenn er nur die eigene Spezies höher als andere bewertete – das tun wir doch alle! Die Menschen finden Affen beispielsweise nicht so schön wie Bären oder Katzen, weil sie sich von ihren nächsten biologischen Verwandten im Schönheitsideal abgrenzen müssen. Nase abschneiden war in finsternen Zeiten der Menschen deshalb so eine schlimme Strafe, weil man damit dem Gesicht eines Affen ähnlicher wurde. Lange Beine gelten als attraktiv, weil der Homo sapiens damit weniger »affig« wirkt, und warum enthaart sich das schöne Geschlecht wohl? Selbst Darwin, dem mein Bruder und ich zum Durchbruch verhelfen, fand keine schlüssige Antwort auf das Rätsel der Schönheit – und dabei ist sie keine Laune oder Verschwendung der Natur, wie heute noch viele glauben. Nehmen Sie den männlichen Pfau und sein Gefieder. Es behindere seine Tarnung und schränke die Bewegung ein, meinte Darwin. Etwas sei also entweder schön oder funktional. Doch das Gegenteil ist der Fall: Der männliche Pfau überlebt mit seinem vermeintlichen Ballast leichter als das unscheinbare Weibchen!

Warum gibt es die Schönheit in der Natur, in der Kunst oder im Leben? Und stimmt es wirklich, dass Schönheit nur im Auge des Betrachters liegt? Nein. Aber auf das Rätsel der Schönheit komme ich im Laufe der Erzählung noch zurück, es beschäftigt mich seit meiner Entdeckung.

Denn seit einiger Zeit nimmt sich nicht nur der Homo sapiens als Gruppe so wichtig, sondern auch die einzelnen Menschen sich selbst – und vergessen darüber die Schönheit. Man findet sich mit der Bedeutungslosigkeit nicht ab und phantasiert sich ständig einen höheren Sinn ins Leben, im Kleinen wie im Großen. Ein jeder macht ein Theater um seine eigene Existenz, die sich doch bloß mit Vergänglichkeit und Tod nicht abfinden will. So als hätte nicht sogar innerhalb des Menschseins ein Buddha oder Epikur längst gezeigt, wie kleinlich, engstirnig und beschränkt das ängstliche Getue um das eigene Leben ist. Oder glauben Sie, das All interessiert Ihr Seitensprung, Ihr verpasster Bus heute Morgen oder das Hühnerauge an Ihrer Zehe? Momentan sind alle Menschen fast hysterisch von der eigenen Bedeutung in einem Ausmaß überzeugt, dass sie sich gar nicht mehr in die Natur und ihren Lauf einordnen wollen, sondern sich lieber sogar schädlich als gar keine Spuren hinterlassend denken und dazu den »globalen Fußabdruck« erfanden.

Der Mensch überschätzt seinen Einfluss maßlos und denkt sich wieder böse wie einst, die Erde zerstörend, so kam die Erbsünde im neuen Gewand wieder auf. Was für ein Rückfall in finstere Zeiten! Der Mensch misstraut sich und seinem Verstand wieder und verspielt die Errungenschaften der Aufklärung. Das macht ihn krank. Nehmen Sie den Klimawandel als Beispiel. Neueste wissenschaftliche Forschungen gehen heute von Sonnenzyklen aus, die bei der

Erwärmung der Erde eine zentrale Rolle spielen. Der menschengemachte Anteil am Klimawandel scheint viel geringer zu sein als bisher angenommen. Und was hab ich selbst schon für Warmzeiten erlebt, weitaus heißer als heute, und damals war noch weit und breit kein Mensch in Sicht!

Denn glauben Sie bloß nicht, ich Fossil hätte die neueste Entwicklung verschlafen, im Gegenteil, die Familie hat mich zwar in ihren Bann geschlagen, aber wissenschaftliche Debatten verfolge ich hellwach mit der gebührenden Distanz, man könnte fast sagen, mit einem gesellschaftspolitischen Interesse auf der Grundlage aufklärerischer Werte. Denn ohne die Aufklärung und Wissenschaft dürfte ich gar nicht existieren. Entsprechend bekämpfte mich die Kirche nach meiner Entdeckung auch wie den Leibhaftigen, und ich wiederum kämpfte jetzt entsprechend gegen die Aushöhlung dieser Werte. Denn mein Bruder und ich bewiesen nicht nur Darwins Evolutionstheorie, sondern stürzten die Pfarrer von der Kanzel und Gott vom Himmel. Wir verhalfen dem Humanismus zum Durchbruch und machten aus der Krone der Schöpfung den Menschen zum Maß aller Dinge.

Damit bereiteten wir den Weg für die individuelle Freiheit der Menschen und die magischen Momente des Lebens, in denen die Schönheit weilt. Nur Dummköpfe glauben, diese magischen Momente lägen in Abwesenheit von Arbeit oder vice versa Karriere; sie lägen im Reichtum oder vice versa Konsumverzicht; oder sie lägen im Ansehen oder vice versa in der Einsamkeit. Ein magischer Moment kann bei einer banalen Arbeit eintreten, in einer religiösen Versenkung, bei einem Kuss, beim Betrachten eines Kunstwerks oder auch nur im Sehen eines Kindes, das vor

Freude im Sonnenuntergang hüpfen. Die magischen Momente suchen uns nicht zufällig, sondern immer nur bei einem neuen, tieferen Verstehen des Seins. Das beste Beispiel dafür ist vielleicht die Entbindung eines Kindes. Dem großen Schmerz folgen der erste Blick in seine Augen und der magische Moment, das neue Leben zu sehen, ohne es begreifen zu können.

Aber das führt jetzt alles zu weit. Ich muss mich spüren mit meiner Erzählung für die kranke Kathrin, einem jüngeren Spross der Familie, um damit vielleicht ihr Leben zu retten. Sie wurde vor kurzem in ein Krankenhaus eingeliefert und ringt um ihr Leben. Die Ärzte können sich nicht erklären, warum die Frau zusammenbrach und immer schwächer und schwächer wird. Weder Laborwerte, die üblichen Untersuchungen bis hin zu einem speziellen Computertomogramm ergaben Hinweise auf die Ursache der Krankheit. In ihrer Hilflosigkeit vermuten die Mediziner nun, sie hätte sich einen exotischen Virus auf den Reisen durch Afrika und Asien eingefangen. Was alles über die ärztliche »Kunst« aussagt, denn diese Reisen liegen fast dreißig Jahre zurück! Aber deshalb befindet sie sich nun auf der Isolierstation, darf Besuch nur durch eine Scheibe sehen und niemanden berühren, was den Krankheitsverlauf natürlich ungünstig beeinflusst. Sie wird überwiegend künstlich ernährt und hört sich seit zwei Tagen über einen Laptop den Gesang von Vögeln an, denn nicht einmal das Fenster darf geöffnet werden.

Unversöhnt steht Kathrin ihrer eigenen Geschichte und der ihrer Ahnen gegenüber, weshalb ich nun alles erzähle, denn ich könnte mir gut vorstellen, dass dies zur Gesundung beiträgt. Körper und Seele hängen bekanntlich ja eng zusammen, wenn auch nicht so eindeutig, wie jede

Küchenpsychologie heute verkündet. Die Kranke beginnt sich gerade zu fragen: Was ist Schönheit im Leben? Warum gibt es das Schöne?

Ich erzähle ihr ihre Familiengeschichte, denn nicht *ich* bin Fluch oder Segen, sondern die eigene Familie, je nachdem, wie man sie lebt oder an ihr vorbeilebt oder sie falsch lebt. Dabei ist die Familiengeschichte wie eine Cloud, aus der jeder Informationen abrufen und hineingeben kann. Die Ahnen haben die Cloud mit ihren Erzählungen gefüllt, wir verändern sie mit unserem Leben immer weiter, und die nächste Generation wird sie wieder neu formen und ihren Anteil aus dem kollektiven Gedächtnis der Cloud abrufen.

Im kahlen Krankenzimmer zur Südseite blicke ich vom Fensterbrett aus direkt zur Dahindämmernden, sie weiß noch nicht, wer ich bin, misstraut mir. Ich beginne den Bericht mit meiner Entdeckung und ihrer Ahnin Babette, deren Leben durch mich eine entscheidende Wendung nahm.

Babette 1861

*A*n einem warmen Frühlingstag des Jahres 1861 grub die damals siebzehnjährige Babette zusammen mit ihrem Zwillingbruder Toni die Gemüsebeete hinter dem Wolkertsheimer Haus mit einem Spaten um. Babette trug ganz der Tradition und Gegend entsprechend einen dunklen, langen Rock mit Schürze und ein helles Oberteil. Die kräftigen schwarzen Haare hatte sich die junge Frau zu einem losen Schopf hochgesteckt, so dass der leichte Wind, der in Wolkertsheim stets ein wenig bläst, ihren Nacken bei der schweren Arbeit kühlte. Bisweilen ging sie auch zum Regenfass, formte ihre Hände zu einem Halbrund und spritzte sich mit dem Wasser Schweiß aus dem Gesicht, das im Jahre 1861 als das schönste Antlitz des Bistums Eichstätt galt. Babette sah in ihrem Spiegelbild im Wasserfass jedoch nicht ihre ebenmäßigen Gesichtszüge, die vollen Lippen, die großen Augen und die feine Nase – sie blickte auf die kleinen Wellen des Wassers, die ihr Ebenbild laufend veränderten, einmal die Stirn vergrößerten, die Nase streckten und dann wieder den Mund verengten. Wenn das kleine Wasser im Regenfass schon stets alles veränderte, um wie viel mehr musste das Meer, von dem sie gehört hatte, erst die Menschen und die Welt bewegen?

»Babette?!« Toni spritzte ihr Wasser aus der Regentonne ins Gesicht und lächelte sie an. »In welchem Traum bist denn gerade wieder?«

»Oh, entschuldige, ich hab ganz vergessen ...«
»... wie du heißt und wo du lebst!«, ergänzte der Bruder scherzend und kühlte sein Gesicht auch mit dem Wasser aus der Regentonne.

Babette lachte und griff wieder zum Spaten.
»Du kannst jetzt zeichnen, wenn du magst, das bisserl schaff ich auch alleine!«

Babette dankte dem Bruder das Angebot mit einem flüchtigen Kuss auf die Wange. Die Mutter war zum Waschtage an der Altmühl, der Vater noch im Steinbruch bei der Arbeit, und beide würden nicht über das »nichts-nutzige Kritzeln« schimpfen können. Sie würde zeichnen, was sie heute gesehen hatte: einen Schmetterling, dessen Flügel das Regenfass so verzerrt dargestellt hatte, als wären es Adlerschwinge. Babette eilte ins Gartenhäuschen, wo Feder und Papier lagen.

Doch kaum hatte sie das Material in der Hand, hörte sie Doro keuchend »Babette! Babette!« rufen, und sie legte die Feder und Papier wieder weg. Über eine seitliche Lücke im Zaun kam die füllige Doro auf sie zugerannt.

»Komm, schnell! Babette!«, rief sie. Wie immer hätte Doro am liebsten sofort losgeplappert, aber sie musste nach Luft schnappen und konnte bloß aufgeregt an Babettes Ärmel ziehen. Es musste etwas gesellschaftlich Besonderes vorgefallen sein, denn die Arzttochter Doro war immer genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort, wenn sich in bayrischen Dorf Wolkertsheim etwas ereignete, ob nun der Graf von Pappenheim auf einem Araber angeritten kam, der Pfarrer mit dem Sepp raufte, ein reicher Patient bei Doros Vater eintraf oder der Brief eines Ministers per Post auf Durchreise in Wolkertsheim war, um ins nahe Solnhofen zu gelangen.

»Ein Münchner ist im Gasthaus abgestiegen! Ein ganz feiner Herr! Im dunklen Frack. Mit einer Tasche so groß

wie das Regenfass!« Aufgeregt zupfte Doro weiter an Babettes Ärmel.

»Was für eine Ungeheuerlichkeit!«, spottete Toni vom Beet herüber. Bruder und Freundin verband eine herzliche Spottlust. Doro lästerte so gut es ging über den »groben Lackel«, und Toni frotzelte so oft es ging über die »eingebildete Etepetetesse«. Aber immer griffen sie sich direkt an und niemals wie die Ratschweiber hinter dem Rücken des anderen.

Doro ärgerte sich über Toni und suchte noch nach einer Erwiderung, als Babettes Mutter mit einem Korb voll nasser Kleidungsstücke durch die Terrassentür in den Garten kam, um dort die Textilien zum Trocknen aufzuhängen.

»Ein feiner Herr?«, fragte die Mutter Doro. »Im Gasthaus?«

»Ja, Frau Gründinger, sehr fein!«, antwortete Doro aufgeregt und vergaß das Grüßen darüber.

Babette seufzte leise. Jetzt würde die Mutter sie bestimmt gleich wieder zum Umkleiden und ins Wirtshaus schicken. Die Haare würden fein gekämmt werden, und jede Menge Ratschläge würden auf sie einprasseln. »Deine Schönheit musst du einsetzen! Mit deinem Gesicht und deiner Figur kannst du das ganz große Los ziehen! Schau, dass du in seine Nähe kommst, aber bloß nicht so, dass er es merkt. Die Mannsbilder müssen dich entdecken! Deine Schönheit ist deine Aussteuer, setz sie ein!«

Während Doro und die Mutter noch ein paar Sätze über das seltsame Wesen der Städter und den Anzug des Neuankömmlings austauschten, überlegte Babette, mit welchen Strichen sie die Konturen des Schmetterlings am besten abbilden könnte.

»Und, was ist jetzt, Babette? Wo ist denn dein Kopf schon wieder?« Doro ließ keine weiteren Gedanken an Schmetterlinge mehr zu. »Willst du ihn dir nicht ansehen?«

»Aber ...« Babette deutete mit fragendem Blick zur Mutter auf die Beete, die noch umgegraben gehörten, und hoffte wider besseren Wissens, es würde ihr erspart bleiben, sich selbst wie ein Zirkuspferd vorführen zu müssen.

»Geh schon!«, forderte die Mutter Babette auf. »Schau dir den Herrn mit Doro an. Der Toni kann die Beete alleine fertig machen. Aber vorher machst dich noch hübsch, gell!«

Doro zog Babette wieder am Ärmel und mahnte sie zur Eile, um nur ja nichts zu verpassen.

Doch die beiden Freundinnen kamen zu spät. Im Gasthaus hatte der Münchner schon ein Zimmer bezogen und schlief sich nach Auskunft der Wirtin von der Reise aus. Zu allem Überfluss traf Babette beim Verlassen der Gaststube auf den Müller Nikolaus. Dieses Mannsbild mit den kleinen, dicken Fingern und dem Stiernacken griff ihr immer an den Hintern und fragte stets: »Wann heiratest du mich, Babette? Oder ist dir ein Müller nicht gut genug?« Dabei hatte die Mutter dem Müller schon das Haus verboten. Heute half ihr die Wirtin, die Nikolaus schimpfte: »Schleich dich und lass endlich die Babette in Ruh!« Aber der Müller ließ seinen Blick nicht von ihr, Speichel lief ihm seitlich aus dem Mund, er wischte ihn zusammen mit Rotz mit dem Ärmel weg. Doro nahm Babette an der Hand und eilte mit ihr schnell davon.



Wie geräumig, sauber und fein möbliert war doch Doros Haus im Vergleich zu ihrem! Babette bewunderte die Spitzendeckchen, das Biedermeiersofa, den blitzblank geschrubbten Kalkplattenboden und vor allem das eigene Zimmer von Doro. Während sich Babette zusammen mit

Toni eine kleine Kammer teilen musste – und als die Großen noch nicht aus dem Haus waren, schliefen je zwei Geschwister in einem Bett –, konnte sich Doro in ihr Zimmer zurückziehen und ungestört ganz für sich alleine sein, wann immer sie wollte. Eine Haushälterin entfernte ständig Dreck und Staub, wusch, flickte, spann, strickte und kochte – mehrmals in der Woche sogar Fleisch, denn Doktor Häberlein mochte kräftige Mahlzeiten und guten Wein. Manchmal empfing Doro die Patienten des Arztes und wies ihnen den zugehörigen Sitzplatz zu. Arme Tagelöhner – wie Babettes Vater – mussten auf dem Holzstuhl vor dem Behandlungsraum Platz nehmen, um das gute Sofa nicht zu verschmutzen. Feine und reiche Patienten wies Doro zum Polstermöbel. Waren an einem Tag die Kranken nur Arbeiter, verabschiedete sich Doro schnell, denn über diese Leute gab es gesellschaftlich nur selten etwas zu berichten.

Der Vater ließ Doro völlig freie Hand. Doro war als Nachzügler das einzig verbliebene Kind im Haus, die Mutter schon lange gestorben, und der vierundsiebzigjährige Vater »verzog die Matz nach Strich und Faden«, wie Toni gerne sagte.

Vor allem um der Tochter eine entsprechende Mitgift zu beschaffen, so hieß es im Dorf, treibe der Doktor seine Nebengeschäfte, die ihn immer wieder nach München oder womöglich noch ganz woandershin reisen ließen, denn der Postbote hatte auch schon Schreiben aus Berlin und aus Amerika an Häberlein zugestellt. Babette mochte das Gerede im Dorf über die Freundin und dessen Vater nicht. Jeder Steinbrucharbeiter hatte doch selbst schon seine unsauberen Geschäfte mit Häberlein gemacht und davon profitiert, aber den Doktor nannten sie alle geldgierig. Sogar der eigene Vater hatte ihr neulich

erzählt, für eine aus dem Steinbruch herausgeschmuggelte Platte vom Doktor wegen seiner Bronchitis behandelt worden zu sein. Großzügig hatte Häberlein ihm viel mehr als erwartet dafür gegeben, nicht nur weitere kostenlose Untersuchungen bis zur vollständigen Genesung versprochen, sondern obendrein noch die Medizin aus der Apotheke bezahlt. So hatte der Vater bald wieder arbeiten gehen können, und sie hatten nicht hungern müssen. Wie gut hatten sie es doch in Wolkertsheim mit den vielen Steinbrüchen rundum! Außer im Bayerischen Wald gab es woanders für die unteren Stände den ganzen Winter über keine Möglichkeit, in Stellung zu gehen oder als Arbeiter Geld zu verdienen. Und den kleinen »Nebenerwerb« mit dem Doktor nutzten fast alle. Bloß der Bruder Toni fragte oft ketzerisch, warum es überhaupt obere und untere Stände gäbe, Grafen und Tagelöhner, Steinbruchbesitzer und Arbeiter. »Weil das der Herrgott so gewollt hat!«, schimpfte dann der Vater. »Versündige dich nicht! Und Vater und Mutter sollst du ehren!« Aber der Toni kam immer wieder damit daher, vor allem wenn er betrunken war. Selbst ein paar kräftige Watschen vom Vater neulich hatten ihm seine Flausen nicht austreiben können. Und dabei nannte ausgerechnet der Toni sie immer zärtlich »Dummerle«.

»Wünschen die Herrschaften einen Tee?«, fragte die Haushälterin der Häberleins wie immer etwas mürrisch.

Doro stupste Babette an. »Willst du?«

Ach so, sie und Doro waren mit »Herrschaften« gemeint! Babette kicherte verschämt und nickte.

»Bring ihn uns doch auf mein Zimmer oben!« Doro konnte anschaffen wie eine Gräfin, Babette kicherte darüber schon wieder. »Und was von den Nürnberger Keksen.« Doro wollte mit der Freundin ratschen, sie mussten

die unverhoffte Freiheit auf einen Tee ausnutzen, ehe Babette daheim doch bloß wieder Arbeit erwarten würde.

Babette sprang die ersten Treppenstufen wie ein kleines Mädchen nach oben und erschrak, als der Doktor mit einem blutverschmierten Kittel aus dem Behandlungszimmer unter der Treppe kam. War sie zu laut gewesen? Babette grüßte höflich.

»Ah, die Babette!«, rief Häberlein erfreut und schickte den nächsten Patienten ins Behandlungszimmer. »Nach dir hätt ich heut sowieso noch schicken lassen.«

»Nach mir? Warum?«, fragte Babette und fühlte sich nicht wohl, so auf der Treppe erhöht über dem Doktor zu stehen. Sie ging die fünf Stufen zurück.

»Ja, nach dir. Oder kannst nicht mehr zeichnen?«, fragte der Doktor scherzend.

»Aber natürlich ...«

»Ich hab eine ganze Menge Arbeit für dich. Sollst auch was kriegen dafür«, kündigte Häberlein an und rief nach Doro.

»Doro! Geh gleich zum Simmler nach Eichstätt. Wir brauchen das beste Papier und die besten Stifte. Babette soll dir anschaffen, welche genau!«

»Aber heut doch nimmer, da brauch ich ja zwei Stunden hin und zurück!«, protestierte Doro. »Und die Berta macht uns gerade einen Tee!«

»Weiber und die Ratscherei!« Häberlein schüttelte den Kopf und lenkte doch ein. »Also gut, aber dann gleich morgen Früh! Und kauf von allem das Doppelte, was die Babette dir sagt. Die Hälfte soll sie für sich behalten und mit dem anderen hier arbeiten.«

Babette staunte. Nicht nur, dass Doro einfach so ihren Willen mit dem Tee hatte durchsetzen können. Nein, viel mehr noch, der Doktor hatte ihre Zeichnerei »Arbeit« genannt und ihr dafür sogar einen Lohn in Aussicht gestellt!

War sie heute nicht das glücklichste Wesen unter der Sonne? Im Sonnengelb leuchteten auch die besten Papiere und die besten Stifte des Simmlers – wie oft war sie schon vor dem Schaufenster des Eichstätter Kramerladens gestanden und hatte von den unerschwinglichen Bleistiften, Federn und Buntstiften in allen Farben geträumt; Stifte, die so weich waren, dass man Konturen damit verwischen konnte, und das in über dreißig Farben! Und all das durfte sie nun Doro auftragen und würde es bald verwenden können.



Am Nachmittag darauf hörte Babette ein paar Patienten des Doktors im Behandlungszimmer aufschreien, während sie im Nebenzimmer zum zweiten Mal ein gutes Papier zerknüllen musste. Mit dem Radiergummi hatte sie ihre ungelungenen Striche nicht entfernen können. Babette hielt einen Moment inne, und ihr Blick schweifte im Raum umher. Die ganze sogenannte Schreibstube des Doktors war mit Platten von versteinerten Tieren vollgestellt, in der Vitrine fanden sie längst nicht mehr alle Platz, auch der Nussbaumschrank war so überfüllt, dass sich eine Tür nicht mehr schließen ließ. Seitlich am Boden standen im ganzen Raum Exemplare von irgendwelchen ausgestorbenen Dinosauriern und sogar auf der Werkbank, an der Häberlein die an ihn verkauften Platten bearbeitete, türmten sich die aus dem Steinbruch geschlagenen Tafeln aus feinem Kalkstein mit toten Tieren darin.

Babette hatte gesehen, wie viel Mühe sich der Doktor beim Freilegen der Fossilien gab. Vorsichtig hatte er mit einem kleinen Hammer und Meißel entlang der Ränder der Abdrücke geklopft. Dazwischen fegte er mit einem Pinsel

immer wieder feinen Staub und Steinchen weg. Er dürfe, so hatte Häberlein erklärt, nicht zu viel wegnehmen und müsse sich dabei den Knochen und anderen Tierresten doch so weit wie möglich annähern, damit das Relief auch gut sichtbar würde. »Jahrelange Erfahrung« brauche es fürs Präparieren, hatte Häberlein gesagt und Babette bewundernd dazu genickt. Was für eine Kunst, die toten Saurier so wieder zu neuem Leben zu erwecken! Und ihr musste das auf eine andere Art und Weise nun mit den Zeichnungen auch gelingen. Wenn nur die Hand geschickter wäre!

Babette nahm ein neues Blatt Papier. Sie dürfe nicht so zögerlich sein, sondern müsse beherzter ansetzen, Häberlein hatte ihr selbst gesagt, auf das gute Ergebnis käme es an und nicht auf einen Bogen Papier mehr oder weniger. Und in drei Wochen musste dieses gute Ergebnis vorliegen – an die hundert Platten waren abzubilden. Da musste sie ja jeden Tag mindestens drei Zeichnungen schaffen, dachte Babette erschrocken, aber nein, was rechnete sie da, die Hand würde schon noch gelenkiger werden, jetzt galt es einfach, einen neuen Versuch zu wagen. Babette griff zum nächsten Blatt Papier, rieb den Bleistift spitz und schob das Fossil vor sich auf dem Schreibtisch seitlich in ein besseres Licht. Ja, so zeigten sich die Knochenreste des Sauriers besser.

Vier Stunden und eine fast fertige Zeichnung später kam die Freundin mit einem Tee in die Stube und forderte sie zu einer Pause auf.

»Schön wird es!«, bemerkte Doro mit Blick auf das Papier.

Babette seufzte. »Hoffentlich! Wenn ich mehr Zeit hätte, könnt ich vielleicht noch besser sein.«

»Das hängt wahrscheinlich mit dem Besuch des Münch-

ners zusammen, dass es so pressiert«, erklärte die Freundin. »Der Vater hat da wahrscheinlich was vor. Ich wär froh, wenn er das ganz Zeug da verkaufen würd, dann würd es nicht andauernd hier herumstehen, und Geld für meine Aussteuer käm auch herein. In letzter Zeit hat er es ja ganz brisant.«

Doro beugte sich zu Babette, um leise ein Geheimnis zu verraten. »Stell dir vor, eine Platte hat er jetzt sogar in sein Nachtkastl eingesperrt, und keiner darf mehr in sein Schlafzimmer! Vielleicht wird er jetzt auch altersg'pinnert!« Doro schien einen Moment besorgt. »Aber nein, solange der Vater noch Geschäfte machen kann, bleibt sein Hirn schon beieinander!« Die jungen Frauen lächelten.

Doro fuhr fort, von bestimmten Marotten des Vaters zu erzählen, dass er zum Abendessen jetzt immer einen Wein trinke, den er extra von einem Händler aus Frankreich kommen lasse. Dass er am Grab der Mutter nun immer so vor sich hinrede, so als würde er sich mit der Verstorbenen unterhalten, und dass er sie jetzt immer auffordere, vor dem Essen die Hände zu waschen. Babette hörte Doro zu, blickte auf die Platte und zum Papier, lauschte erneut Doros Worten und wollte wieder zeichnen, aber das ging nicht nebenbei beim Ratschen. Und wenn die Freundin erst einmal angefangen hatte zu plappern, dann hörte sie nicht mehr auf.

»Red ich zu viel?«, fragte Doro, als hätte sie ihre Gedanken erraten, und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: »Jetzt bin ich still.«

Als Doro kurz darauf trotzdem wieder zu plappern begann, kam Häberlein zur Tür herein. Babette sprang auf, bedankte sich mit einem Knicks für die großzügigen Geschenke an Stiften, Federn, Farben und Papier »für den Eigenbedarf« und zeigte ihm die erste Zeichnung. Der Arzt warf ein paar vergleichende Blicke von der Platte

zum Papier, lobte Babette zum gelungenen Werk und befahl Doro in ungewöhnlich scharfem Ton, auf ihr Zimmer zu gehen, damit Babette in Ruhe arbeiten könne, denn die Zeit dränge.



Babettes Augen waren gerötet, als sie sich zu Toni an den Frühstückstisch setzte, um für heute ein letztes Mal zum Dienst beim Doktor aufzubrechen. Drei Wochen lang war sie täglich außer sonntags in der Früh zu Häberlein gegangen und hatte so lange gezeichnet, bis es dunkel wurde, manchmal auch mit Kerzen bis tief in die Nacht. Einmal war sie noch ganz in Gedanken bei der Stiftführung auf dem Heimweg dem Müller Nikolaus über den Weg gelaufen, er hatte an ihrer Schürzenschnur gezogen, sie festgehalten und ihr zugerant: »Irgendwann gehörst mir!« Babette gruselte vor ihm und seinem Blick so sehr, dass sie in seiner Nähe leicht zitterte.

Drei Wochen lang war die Welt ein sonnengelber Traum aus zeichnen, zeichnen, zeichnen. Vater und Mutter fanden es »nicht schlecht«, so Geld zu verdienen, ermahnten sie aber, sich spätestens zu Lichtmess eine Stellung zu suchen, wenn sie weiter keinerlei »Anstalten« machte, die Augen für einen Bräutigam offen zu halten, obwohl es – so die Mutter – fast eine Gotteslästerung sei, ihre Schönheit und Jugend so »dahingehen« zu lassen. Denn auch der feine Herr Münchner, für den sie im Auftrag Häberleins die Fossilien abzeichnete, hatte ihr den Hof gemacht und wäre für sie – so Toni scherzend – »nackert auf den Kirchturm gestiegen«, wenn er Babette damit hätte erobern können. Toni war es, der immer wieder stichelte, so wie jetzt beim Frühstück.

»Was zahlt dir denn der Doktor nun?«, fragte er.